

Ich bin weiß Gott kein einfacher Mensch«, meinte der Physiker und Nobelpreisträger Isidor Isaac Rabi, »aber im Vergleich zu Oppenheimer doch sehr, sehr einfach.« Heute vor fünfzig Jahren ist J. Robert Oppenheimer gestorben – berühmt immer noch für eine fatale organisatorische Leistung, den Bau der ersten Atombomben im Labor von Los Alamos (New Mexico), und für ein Verfahren der US-Atomenergiekommission 1954, während der McCarthy-Ära, das ihm die Sicherheitsgarantie entzog. In der jüngsten, sehr gelungenen Oppenheimer-Biographie von Kai Bird und Martin J. Sherwin (2005, dt. 2009) lässt sich dieses Leben im Detail und auf dem neuesten historischen Quellenstand nachvollziehen.

Oppenheimer hatte als theoretischer Physiker begonnen. Seine wichtigsten Forschungsbeiträge schrieb der 1904 Geborene in den späten dreißiger Jahren – über Neutronensterne und über schwarze Löcher, die er errechnet hatte, bevor es den Begriff gab. Er arbeitete mit den wichtigsten Physikern seiner Zeit zusammen, galt als charismatische Figur, war philosophisch gebildet und liebte es, sich mehrdeutig auszudrücken. Rabi meinte ganz freundschaftlich, er habe eben »zuviel Geisteswissenschaft« im Kopf und eine »Neigung, die Dinge mystisch klingen zu lassen«. Weil Oppenheimers Stärke eher in der Synthese von Einzelstudien anderer bestand, war es naheliegend, ihn 1943 nach strengen Sicherheitskontrollen zum Chef der Laborkontrollen in Los Alamos zu bestellen, einem Ort, den er selbst gegründet hat – im Rückblick mit Bedauern, damit eine schöne Landschaft New Mexicos zerstört zu haben.

Seit 1939 war ihm und anderen Physikern klar, dass es möglich sein müsste, eine Atombombe zu bauen. In der irrigen Annahme, dass es parallele Bemühungen deutscher Physiker gebe, wurde die erste dieser Bomben in Los Alamos unter größten Anstrengungen entwickelt, gebaut und am 16. Juli 1945 getestet. Oppenheimer zitierte angesichts der Explosion den hinduistischen Gott Wischnu aus der »Bhagawadgita«: »Nun bin ich der Tod geworden, der alles raubt, Erschütterer der Welten.«

Der Krieg in Europa war vorbei, die US-Verluste vor der japanischen Insel Okinawa hoch. Trumans Regierung fürchtete Hunderttausende Tote bei einer Invasion der japanischen Hauptinseln. Daher entschloss sich der Präsident, die ersten Atombomben einsetzen zu lassen. Die Bombardierung von Hiroshima und Nagasaki war ein Einschnitt in der Menschheitsgeschichte – Waffen von vergleichbarer Zerstörungskraft waren nie dagewesen, der Rüstungswettlauf im Kalten Krieg schloss sich an.

Oppenheimers Reaktion war gespalten. Nach Hiroshima hielt er seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Los Alamos eine launige Propagandarede, in der er sie beglückwünschte – die Folgen der Bombe seien zwar noch nicht absehbar, aber »er sei sicher, dass die Japaner sie nicht mochten«. Er bedauerte nur, dass sie nicht so rechtzeitig fertig geworden seien und man die Bombe nicht auf die Deutschen habe werfen können. Andererseits versank er in den folgenden Wochen in Depressionen – wegen der grausigen Folgen und auch, weil die Politiker sich gegen eine Demonstration vor japanischen Augen in der Wüste von New Mexico entschieden hatten. Dieses Modell hatten viele Physiker vor Ort für selbstverständlich gehalten.

US-Inquisition

Nach dem Krieg war Oppenheimer Berater der Regierung in Atomenergiefragen (seine Biographien zählen mehr als 40 Funktionen auf). Er setzte sein Organisationstalent aber nicht mehr für praktische physikalische Aufgaben ein. Auf dem Höhepunkt der McCarthy-Zeit, als in den USA Hexenjagden gegen alle halbwegs publikumsträchtigen Linken stattfanden, wurde Oppenheimer seiner Regierungsfunktionen entbunden und einem dreieinhalb-



Robert J. Oppenheimer (r.) zusammen mit Albert Einstein, der seinen Kollegen 1954 während des Verhörs vor der US-Atomenergiekommission unterstützte (undatierte Aufnahme, ca. 1950)

Der Antiheld

Vor fünfzig Jahren starb der »Vater der Atombombe« J. Robert Oppenheimer. Der Dramatiker Heinar Kipphardt schrieb noch zu Lebzeiten des Physikers ein Theaterstück über dessen Verfolgung während der McCarthy-Ära. **Von Sven Hanschek**

wöchigen Verhör vor der Atomenergiekommission unterzogen, die schließlich empfahl, ihn nicht wieder in seine öffentlichen Funktionen einzusetzen. Das Verfahren gilt heute geradezu als Paradigma für antidemokratische Verfahrensweisen, für faschistoide Strategien in einer Demokratie: Oppenheimers Anwälten wurden Akten aus den Archiven der Geheimdienste verweigert, die von der Anklageseite manipulativ und selbstverständlich eingesetzt wurden; die gegnerischen Anwälte logen, führten unfaire Kreuzverhöre, demütigten Zeugen und den Angeklagten, wühlten in seinem Privatleben etc. Oppenheimers Rechtsbeistand war zu milde, wohl auch zu unfernen. All die juristischen Verfahrensbrüche benannte er erst im Verlauf der Verhandlungen immer deutlicher, am schärfsten schließlich in seinem Schlussplädoyer.

Der Chef der Atomenergiebehörde Lewis Strauss verfolgte Oppenheimer geradezu persönlich, er hatte eine amerikanische Inquisition installiert, der jede abweichende Meinung als Illoyalität galt. Dass das Verfahren und der Vorwurf der Illoyalität juristisch nicht haltbar waren, scheint einigen der Beteiligten – auch den Zeugen gegen Oppenheimer – durchaus klar gewesen zu sein. Um den Phy-

siker auch öffentlich zu vernichten, ließ Strauss in einer Indiskretion das Verhörprotokoll drucken und mit ein paar gezielten Hinweisen auf bestimmte Passagen an die befreundete Presse verteilen. Auf lange Sicht ging dieses Manöver nach hinten los, der ganze Terror des Verfahrens wurde öffentlich.

Dennoch, Oppenheimer war nach dem Prozess ein gebrochener Mann, trotz weiterer Ämter, der Zusammenarbeit mit Albert Einstein in Princeton und der Rehabilitation durch Präsident John F. Kennedy, der ihm die Fermi-Medaille überreichen wollte (aufgrund seiner Ermordung übernahm Lyndon B. Johnson den Festakt). Oppenheimers Tod an Kehlkopfkrebs war sicher auch ein Resultat seiner vierzigjährigen Kettenraucherkarriere, aber viele seiner Freunde beschrieben die dramatische Persönlichkeitsveränderung nach dem Hearing, wie man bei Bird und Sherwin nachlesen kann.

Ein Dokumentarstück

Heinar Kipphardt (1922–82) hat mit seinem kanonischen Schauspiel »In der Sache J. Robert Oppenheimer« noch zu Lebzeiten des Physikers ein abgekürztes Bild des Verfahrens geliefert, in

seiner eigenen Sprache und Szenenführung, vor allem auf Grundlage des von ihm übersetzten Verhörprotokolls und von Robert Jungks Buch »Heller als tausend Sonnen. Das Schicksal der Atomforscher« (1956).

Das zweiteilige Schauspiel hält sich eng an das originale Verhör. Kipphardt hat daraus zusammenhängende, aufeinander bezogene Szenen und Gedankengänge komponiert, die 40 Zeugen auf sieben reduziert und Plädoyers wie den nach dem originalen Verhör postalisch zugestellten Urteilspruch sowie eine Schlussbemerkung Oppenheimers hinzugefügt, um ein dramaturgisch konsistentes Stück zu schaffen. Es handelt sich also um ein genuines Dokumentarstück, das historisch genau recherchiert ist, eigene politische Wirkungen erzielen will und keineswegs auf bloße Abbildung reduzierbar ist.

Die ästhetisch avancierten Dokumentarstücke von Peter Weiss und Kipphardt zeigen gerade die Unmöglichkeit einer solchen unmittelbaren Wiedergabe – in Weiss' »Ermittlung« (1965) wie im »Oppenheimer« wird gerade die Verfälschung von Dokumenten auf der Bühne gezeigt, die anschließend als historische Wahrheit gelten sollen, die Subjektivität der Sprechenden, die Manipulationsversuche einiger Beteiligten. Dennoch, den Begriff »Dokumentartheater« hat Kipphardt nicht geschätzt. Für ihn sind diese Stücke Spezialfälle, Weiterführungen des historischen Dramas vor allem Georg Büchners. Er hat sogar behauptet, »Oppenheimer« sei ein autobiographisches Stück, lange Zeit eine unverständliche Bemerkung.

Mittlerweile wissen wir, dass er sich auf ein Verhör »in Sachen Kipphardt« bezog: 1959, als er Chef dramaturg am Deutschen Theater in Ostberlin war, hatte er sich einem ähnlich autoritären und manipulativ geführten Verhör der Kulturkommission der SED unterziehen lassen müssen. Ein Parteiauschlussverfahren folgte und schließlich der Umzug in die Bundesrepublik. Kipphardt hat das Verfahren nie öffentlich kommentiert, weil er sich nicht als

ANZEIGE

Die raue See des Widerspruchs | Perspektiven auf das Werk von Hans Heinz Holz

Konferenz und Feier anlässlich des 90. Geburtstags

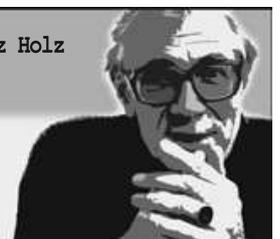
25. Februar 2017 10:00 - 21:00 Uhr
Urania Berlin | An der Urania 17 | 10787 Berlin

Programm und weitere Infos unter
www.hhh90.de
www.dialektische-philosophie.org

Eintritt
15,00 € /
7,00 € ermäßigt

Anmeldung
erbeten unter
info@hhh90.de

Veranstalter: Fondazione centro di studi filosofici Sant'Abbondio CH | Gesellschaft für dialektische Philosophie | DKP-Parteivorstand



Dissident missbrauchen lassen wollte. Er wusste also tatsächlich, wie sich Oppenheimers Rolle »von innen« angefühlt hat.

»In der Sache J. Robert Oppenheimer« wurde 1964 als Fernsehspiel gesendet und mehrfach ausgezeichnet (derzeit auch auf Youtube zu sehen). Die neu durchgearbeitete Bühnenfassung, im gleichen Jahr uraufgeführt, wurde ein Welterfolg. Die Erstausgabe in der Edition Suhrkamp erlebte bis heute mehr als 40 Auflagen, parallel lieferbar ist der Band der kommentierten Werkausgabe bei Rowohlt (mittlerweile in der 14. Auflage).

Der erste Teil des Stücks beschäftigt sich mit den angeblichen kommunistischen Verbindungen Oppenheimers vor dem Krieg. Die jede Szene eröffnenden Leitfragen wie »Wo endet die Loyalität einem Bruder gegenüber, wo gegenüber dem Staat?« oder »Darf ein Mensch seiner Ansichten wegen verfolgt werden?« werden nicht eigentlich beantwortet. In Rede und Gegenrede kann der Zuschauer die verschiedenen Ansichten verfolgen und muss sich eine eigene Meinung bilden, weil auch die Oppenheimer-Figur suspekt Züge trägt. Jeder Szene folgt eine Zwischenszene, die jeweils der Charakterisierung einer wichtigen Figur neben Oppenheimer dient: des verhörenden Anwalts Roger Robb und seines Mitarbeiters Rolander, der Anwälte Oppenheimers, Garrison und Marks, sowie der Ausschussmitglieder Evans, Morgan und des Vorsitzenden Gray.

Der historische Oppenheimer hatte unzweifelhaft linke Sympathien, sein Verhältnis zur Kommunistischen Partei der USA konnten aber sogar Bird und Sherwin nicht klären. Sie vermuten, dass er eher zu den »Salonbolschewisten« gehörte, ein Begriff, mit dem er seine Freunde verspottet hatte. Spätestens mit den Moskauer Prozessen hat er sich von der KP abgewandt, wie viele Zeitgenossen, und mit dem Aufbau von Los Alamos löste er alle kommunistischen Verbindungen.

Frage der Verantwortung

Im zweiten Teil des Stücks wird untersucht, warum Oppenheimer den Bau der Wasserstoffbombe (im Unterschied zur Atombombe) erst nach längerem Zögern befürwortete. Als Zeugen werden Physikerkollegen (Teller, Bethe, Rabi) und Geheimdienstleute (Pash, Lansdale, Griggs) nach ihrer Einschätzung Oppenheimers befragt. Robb und Marks halten anschließend ihre Plädoyers, die Kommission verliert ihr Urteil: Wegen »beunruhigende(r) charakterliche(r) Defekte« – er hatte den Geheimdienst belogen, um seinen Freund Haakon Chevalier zu schützen, und sich auch vor dem Ausschuss in Widersprüche verstrickt – bestünden »genügend starke Zweifel (...), ob seine künftige Beteiligung an einem nationalen Verteidigungsprogramm (...) mit den besten Interessen der Sicherheit vereinbar wäre.« Evans, der einzige Wissenschaftler des Gremiums, findet dagegen »keinen Grund, ihm die Sicherheitsgarantie zu verweigern«, ihn »beunruhigt die Tatsache, dass wechselndes politisches Klima die Beurteilung der gleichen Tatsachen wechseln lassen soll«.

Oppenheimer spricht ein Schlusswort, in dem er seine im Verlauf der Anhörungen gewonnene Einsicht formuliert, dass »die Handlungen, die mich nach Ansicht des Ausschusses belasten, der Idee der Wissenschaft nähergerstanden sind als die Verdienste, die man mir anrechnet.« Die Physiker hätten vermutlich den Regierungen »eine zu große, eine zu ungeprüfte Loyalität gegeben (...), gegen unsere bessere Einsicht«.

Dass jeder, nicht nur die Physiker, für das eigene Tun verantwortlich ist, dass nichts am eigenen Leben delegierbar ist – dieser Appell wurde in den sechziger Jahren verstanden. Im Unterschied zu Brechts »Leben des Galilei« (1938/39), oft mit Kipphardts Stück verglichen, wird aber deutlich, dass einzelne Menschen geschichtliche Verläufe nicht mehr mitbestimmen können. In einem Interview erklärte der Autor 1965, die »heutige technische Fertigung, die Verweigerung der Mitarbeit eines Mannes verzögern vielleicht eine Sache um

vier Wochen, vielleicht um acht Wochen, aber wir haben keinen Galilei-Konflikt mehr vor uns, das ein Mann etwa den Gang der Welt ändern könnte.« Die Schlusssätze der Oppenheimer-Figur, er wolle »zu unseren wirklichen Aufgaben zurück«, sich »ausschließlich der Forschung widmen«, sind irritierend, weil sie so gar kein Bewusstsein für dieses Problem verraten.

Kipphardts Stück verleiht neben der Atom- und Loyalitätsproblematik auch einem weiteren großen Thema Ausdruck, das in der internationalen Rezeption in den Sechzigern gar nicht weiter herausgestellt worden war, um so stärker dann aber in den siebziger und achtziger Jahren in Deutschland: »In der Sache J. Robert Oppenheimer« zeigt das gefährliche Zunehmen autoritärer Tendenzen in demokratischen Staaten. »Es gibt Leute, die bereit sind, die Freiheit zu schützen, bis nichts mehr von ihr übrig ist«, sagt Oppenheimer zu Robb, wohl der berühmteste Satz des Stücks. Der historische Oppenheimer dürfte einer der meistüberwachten Menschen aller Zeiten gewesen sein. Er stand von 1942 bis 1955 – also noch nach dem Abschluss des Verfahrens – ständig unter geheimdienstlicher Rundumüberwachung: »Die Regierung hat mehr dafür ausgegeben, mein Telefon abzuhören, als sie mir je in Los Alamos bezahlt hat«, so ein Kommentar des historischen Oppenheimer im Rückblick. Im Stück wird diese schwelend gewalttätige

das Stück nicht ärgern wolle, dennoch könne ein Treffen missverstanden werden.

Oppenheimer bemängelte nur kleinere Ungenauigkeiten und vor allem den unhistorischen Schlussmonolog, den er nicht nur nicht gehalten hat, sondern in dem Kipphardt ihn Dinge sagen lasse, »die ich nicht glaube und auch heute nicht glaube«. Er hielt sein Verhalten in Los Alamos nach wie vor für angemessen, für einen Verdienst, auf den er stolz sein konnte; er musste ja tatsächlich an einen Wettlauf mit den deutschen Wissenschaftlern glauben. Das moralische Bedauern, das ihm Kipphardts Schlussmonolog zuschreibt, habe er nie empfunden. Auch den »Gedankenverrat«, den ihm der gegnerische Anwalt unterstellt, mochte er nicht im umgedrehten Sinn annehmen. Kipphardt hatte ihn äußern lassen, dass nicht seine Skrupel etwa beim späteren Bau der Wasserstoffbombe Gedankenverrat waren, sondern sein Einschwenken auf die Linie von praktischen Physikern wie Edward Teller, die diese Bombe gegen die Sowjetunion unbedingt bauen wollten. Ein gutes Jahr später schrieb er Kipphardt, er beharre zwar auf diesem Standpunkt, entschuldigte sich aber, dass er »unangemessen schroff und unfreundlich« gewesen sei. Eine amerikanische Aufführung konnte dennoch erst 1968, nach Oppenheimers Tod, erfolgen – einen früheren Versuch verhinderte er.

frisst, das über die Sache gewachsen war. Auch dass Oppenheimer meinte, das Hearing sei eine Farce gewesen, keine Tragödie, hielt Kipphardt für eine passende Beschreibung. Der Fall des Schlussworts ist aber doch noch etwas intrikater und verwickelter. Oppenheimer widersprach nicht nur dem Inhalt, sondern auch Kipphardts Erläuterung, Oppenheimer habe keine Gelegenheit gehabt, ein Schlusswort zu halten: »I was given such an opportunity, but used it only to make a technical point.« (»Mir wurde diese Möglichkeit eingeräumt, aber ich nutzte sie ausschließlich, um eine technische Bemerkung zu machen.«) Erst durch Bird und Sherwin wird klar, was es mit diesem »Technical point« auf sich hatte: Oppenheimer bedankte sich für die Geduld und das Verständnis, die ihm der Ausschuss entgegengebracht hätten! Seine Biographen werden hier geradezu sarkastisch: Er »dankte seinen Folterern«, es habe sich um einen »Akt der Unterwerfung« gehandelt.

Oppenheimer ist eben nicht der »Held« des Schauspiels gegen eine böse totalitäre Welt, obwohl das Stück vor allem in den sechziger Jahren so verstanden worden ist. Und das Schlusswort ist mitnichten die Moral von der Geschichte, sondern zeigt nur die Ambivalenzen der Oppenheimer-Figur noch einmal deutlich. Schließlich hat die Grundlagenforschung, zu der der Physiker zurückkehren will, wie er sagt, ihn zu seinen »eigentlichen Aufgaben«, zur Entwicklung der Bomben geführt. Seine Selbstrechtfertigung ist nicht mehr als eine Leerformel (oder mindestens eine Selbsttäuschung). Oppenheimer wird erst skrupulös, nachdem sein Labor das Massenvernichtungsgerät, das »Gadget«, wie es genannt wurde, in die Welt gesetzt hatte, nicht etwa vorher. Und: Er hatte Zweifel an der Entwicklung der Wasserstoffbombe, ging dann aber doch auf Kurs, als er die physikalischen Einfälle Tellers und anderer sah – »technical sweet« war seine Formulierung. Er war so beeindruckbar, obwohl er 1945 gesehen hatte, dass die Vorstellung einer Atombombe, die mächtig genug ist, jeden weiteren Krieg unmöglich zu machen, gescheitert war.

Ebenso gescheitert war sein Plan, die Atomenergie international kontrollieren zu lassen, wenn es sie denn nun schon gab. Diese Initiative, festgehalten im Acheson-Lilienthal-Report, den Oppenheimer maßgeblich verfasst hat, rechnen seine Biographen ihm hoch an. Er sei einer der seltenen Versuche gewesen, bereits in den ausgehenden vierziger Jahren Vernunft ins Atomzeitalter zu bringen und das unkontrollierte Wettrennen zu vermeiden. Bekanntlich ist es dann trotzdem eingetreten, die Politiker ignorierten den Report.

Kipphardt hat die Problematik der Oppenheimer-Figur früh gesehen, und er hat sie in sein Schauspiel eingeschrieben; womöglich sollte man das Stück wieder einmal lesen – oder gar aufführen.

■ **Literatur**

- Kai Bird/Martin J. Sherwin: J. Robert Oppenheimer. Die Biographie. Aus dem Amerikanischen von Klaus Binder und Bernd Leineweber, Berlin 2010
- Heinar Kipphardt: In der Sache J. Robert Oppenheimer. Ein Stück und seine Geschichte, Reinbek bei Hamburg 1987
- Sven Haneschek: Heinar Kipphardt, Hannover 2012

■ Sven Haneschek ist Professor am Institut für Deutsche Philologie der Ludwigs-Maximilians-Universität München

■ **Lesen Sie am Montag auf den iw-Themaseiten:**

Grundsätze linker Bündnispolitik – eine Erwiderung

Von Hans-Peter Brenner



»Es gibt Leute, die bereit sind, die Freiheit zu schützen, bis nichts mehr von ihr übrig ist.« Für den Dramatiker Heinar Kipphardt war die Problematik der staatlichen Überwachung und Verfolgung ein zentrales Thema seines Stücks (Aufnahme aus dem Jahr 1964)

Atmosphäre nicht nur explizit durch Schilderung der vergangenen Sicherheitsverfahren vergegenwärtigt, sondern vor allem durch den aggressiven Stil der Verhörenden in der Verhandlung. Das erniedrigende Verhör kulminiert in den Passagen über Oppenheimers ehemalige Geliebte Jean Tatlock, die nach langen Depressionen Selbstmord beging. Oppenheimer gibt hier menschlich nur zu verständliche Antworten auf indiskrete Fragen Robbs: »Was geht Sie das an? Was hat das mit meiner Loyalität zu tun?«

Oppenheimers Reaktion

Oppenheimer protestierte 1964 gegen das Stück, weil er, knapp zehn Jahre nach dem Verfahren und frisch rehabilitiert, sein Leben nicht nochmals öffentlich breitetreten lassen wollte. Immerhin hatte die Affäre seine Karriere und mindestens teilweise sein Privatleben zerstört. Dass Kipphardt die Ambivalenzen der Figur dem historischen Vorbild gegenüber keineswegs verkleinert hatte, mochte Oppenheimer nicht erkennen. Sein Ärger veranlasste ihn nicht zu rechtlichen Schritten, auch wenn er das in einem Brief an Kipphardt androhte (die Korrespondenz ist im Anhang der Kipphardt-Werkausgabe vollständig nachzulesen). Zudem haben die beiden telefoniert, als Oppenheimer in Genf war, das Angebot eines Besuchs wollte der Physiker aber nicht annehmen. Es sei ihm schon klar, dass ihn

Wie ist es um Oppenheimers Kritik bestellt? Zum einen ist auch der unstrittige Schlussmonolog durchaus dokumentarisch gearbeitet, er paraphrasiert Robert Jungks Buch, Oppenheimer-Reden und einen Aufsatz des deutschen Physikers Walther Gerlach über »Neue Physik und Verantwortung«, der allerdings stärker politisch argumentiert als Oppenheimer. Für das ganze Stück gilt, dass besonders groteske und ungläubwürdige Details keine polemischen Erfindungen Kipphardts sind. So ist etwa an den Uraufführungen kritisiert worden, dass zwei Zeugen gegen Oppenheimer frühzeitig lächerlich gemacht wurden, und zwar Pash und Griggs. Deren Ungeheuerlichkeiten lassen sich aber belegen: Griggs beispielsweise wird im Originalprotokoll von anderen Zeugen in Paranoikernähe gerückt und von seinen eigenen Parteigängern nicht für voll genommen. Von Robb, dessen Zeuge er ist, wird er gemahnt, etwas »in your own words« zu erzählen. Robb bezeichnet Griggs' Wissen erst als »Personal knowledge« (»eigenes Wissen«), einige Nachfragen ergeben aber, es sei doch nur »Hearsay« (»vom Hörensagen«).

Farce statt Tragödie

Zurück zur Reaktion des historischen Oppenheimer: Er konnte natürlich nicht glücklich sein darüber, dass die vernarbenden Wunden wieder aufgerissen wurden – Kipphardt hat sich selbst als Kamel bezeichnet, das das Gras wieder ab-